Alexandra Müller

(Auto-)biografische Verwaltungsgeschichten: Life Writing von Bürokraten und Bürokratiegeschädigten

Der Aufsatz betrachtet aus verschiedenen Blickwinkeln den vielschichtigen Zusammenhang zwischen Bürokratie und Life Writing. Zum einen werden hierfür in einem literaturhistorischen Überblick Formen, Funktionen und die Rezeption von Selbstzeugnissen, die von Beamten geschrieben wurden, untersucht. Exemplarisch wird dabei näher auf die im 17. Jahrhundert verfassten Tagebücher von Samuel Pepys und den unter dem Pseudonym Zoé Shepard veröffentlichten autobiografisch inspirierten Roman *Absolument dé-bor-dée! ou le paradoxe du fonctionnaire* (2010) eingegangen. Zum anderen werden (auto-)biografische Werke analysiert, in denen thematisiert wird, wie bürokratische Prozesse Lebensgeschichten bestimmen können. Fokussiert werden soll vor allem wie Techniken der Systematisierung und bürokratische Dokumentationsformen (Formulare, Fragebögen, Urkunden) imitiert oder in die Werke integriert werden. In diesem Kontext wird beispielsweise auf die Darstellung von Asyl- und Immigrationsverfahren in den lyrischen Memoiren *Invasive Species* (2019) der ägyptisch-amerikanischen Dichterin Marwa Helal und der Installation *Zugzwang* (2020) der deutsch-vietnamesischen Künstlerin Sung Tieu eingegangen. Reflektiert wird darüber hinaus die Bedeutung von bürokratischem Life Writing als Alltagspraxis.

This essay examines the complex relationship between bureaucracy and life writing. First, it provides a literary-historical overview of the forms, functions, and reception of autobiographical writings by civil servants. Examples include Samuel Pepys' diaries, written in the 17th century, and the autobiographically inspired novel *Absolument dé-bor-dée! ou le paradoxe du fonctionnaire* (2010), published under the pseudonym Zoé Shepard. Secondly, I will analyse (auto-)biographical works that address how bureaucratic processes can determine life stories. I will in particular focus on how techniques of systematization and bureaucratic forms of documentation (forms, questionnaires, certificates) are imitated or integrated into the works. In this context, the representation of asylum and immigration procedures in the memoir *Invasive Species* (2019) by Egyptian-American poet Marwa Helal and the installation *Zugzwang* (2020) by German-Vietnamese artist Sung Tieu will be discussed. The significance of bureaucratic life writing as an everyday practice will also be reflected upon.

Der Begriff des Life Writing erweitert das traditionelle Untersuchungsfeld des (auto-)biografischen Schreibens nicht nur um Spielarten des Autofiktionalen sowie um mediale Ausdrucksformen und literarische Gattungen wie mündliche Berichte, Videotagebücher, Lieder oder lyrische Texte, sondern rückt zudem das – oft unfreiwillige – Erstellen von Selbstzeugnissen als Alltagspraxis, als ein beständiges Registrieren und Konstruieren des eigenen Lebens, in den Blick. Aufgrund der zunehmenden Bürokratisierung[1] aller Lebensbereiche sind wir beispielsweise regelmäßig dazu verpflichtet, Life Writing zu betreiben, um am Gesellschaftsleben partizipieren zu können: Anhand von administrativen Texten wie amtlichen Formularen, Anträgen für Versicherungen, juristischen Dokumenten, ärztlichen Meldebögen, Lebensläufen oder Steuererklärungen – Textformen, die persönliche Selbstaussagen einfordern und unsere intimsten Daten speichern – lassen sich die Stationen eines Lebens, beginnend mit der Geburts- und endend mit der Sterbeurkunde, nachzeichnen. Trotz einer vermeintlichen Faktentreue, die diese Schriftstücke als Rechtshandlungen juristisch eigentlich verlangen, werden beim bürokratischen Life Writing in unterschiedlichem Umfang Lebensgeschichten kreiert und nicht einfach objektiv Daten bereitgestellt. Angaben zum Gesundheitsverhalten (Alkoholkonsum, sportliche Aktivitäten, Anzahl der Sexualpartner) können – mitunter als Illusionsbildung für das eigene Wohlbefinden – während einer Anamnese beschönigt werden, in Lebensläufen können je nach Stellenprofil jeweils verschiedene Aspekte der eigenen Vita hervorgehoben, Fähigkeiten wie Computer- und Sprachkenntnisse übertrieben oder Hobbies und Interessen erfunden werden. Hier geht es nicht darum, eine authentische Darstellung des Ich zu generieren, sondern die vermeintliche Erwartungshaltung der Lesenden zu erfüllen. Diese Verflechtung von Bürokratie und Life Writing soll im Folgenden analysiert werden. Zunächst werde ich auf Lebensbeschreibungen von Bürokraten eingehen und dabei in einem literaturhistorischen Überblick vom Mittelalter bis zur Gegenwart sich wandelnde Intentionen, Darstellungsformen und Inhalte des autobiografischen Schreibens aus dem Büro erörtern. Als zweiter thematischer Schwerpunkt sollen Beschreibungen betrachtet werden, in denen von

[1] Der Begriff der Bürokratie bezieht sich im Folgenden sowohl auf ein Herrschafts- und Organisationsprinzip, das im Sinne Webers auf Basis der Grundlagen der Aktenmäßigkeit, Rationalität, Regelgebundenheit, Professionalität und Neutralität funktioniert, als auch auf die Praxis des Verwaltens im Allgemeinen (z. B. in traditionellen Herrschaftsformen wie Monarchien).

administrativen Prozessen als prägenden Ereignissen berichtet wird. In vielen dieser Werke spielen bürokratische Textformen wie Formulare und Urkunden als Medien des Autobiografischen eine Rolle als erzähltechnische Mittel.

1 „So to the office again“: Von Bürokraten verfasste Ego-Dokumente

1.1 Autobiografie und Administration im Mittelalter und der Frühen Neuzeit

Erste umfassende Selbstaussagen von administrativen Würdenträgern finden in Europa in Kontext der Chronistik der Frühen Neuzeit statt. Einige literarische Experimente mit autobiografischen Inhalten von Staatsdienern lassen sich jedoch schon für das Mittelalter belegen. So nimmt etwa das literarische Werk des im Dienste der englischen Krone stehenden Autors Thomas Hoccleve immer wieder Bezug auf seine Anstellung. Im Prolog seines 1411 in Versen verfassten, dem späteren Henry V. gewidmeten Fürstenspiegels *Regiment of Princes* beschreibt ein Alter Ego des Dichters seine tägliche administrative Schreibarbeit und klagt über berufsbezogene Sorgen wie die körperliche Belastung und die nur sehr unregelmäßig stattfindende Entlohnung. Um letzterem Übel entgegenzuwirken, beschließt der fiktive Hoccleve die vorliegende Lehrschrift zu verfassen und durch die Zueignung die (monetäre) Gunst des englischen Prinzen zu gewinnen. Die Vorrede erlaubt so nicht nur Einblicke in das berufliche Leben des Beamten, als Werkgenese macht sie zudem deutlich, dass die Entstehung des Textes selbst auf die schlecht bezahlte Anstellung seines Verfassers zurückzuführen ist. Literarisches Schreiben wird infolgedessen nicht primär als ästhetische Praxis, sondern als ökonomische Notwendigkeit betrieben: „[T]he contemporary financial anxieties in those offices were a shaping influence on his experiment in autobiography.“[2] Darüber hinaus hinterlässt der Autor beispielsweise eine Reihe von *petitionary poems*, höhergestellten Persönlichkeiten gewidmete Gedichte, in denen er diesen seine finanzielle Notlage darlegt und um ihre Protektion bittet. Als Staatsdiener ist Hoccleve mit der Abwicklung eben solcher Eingaben aus dem Volk an den König

[2] Ethan Knapp: The Bureaucratic Muse. Thomas Hoccleve and the Literature of Late Medieval England. University Park: Penn State University Press 2001, S. 77.

betraut, dichtend wird er jedoch selbst zum Antragssteller. Hoccleve hat ganz im Sinne verwaltungstechnischer Effizienz seine balladesken Petitionen sogar ‚wiederverwertet', indem er diese mehreren Adressaten zugeeignet hat.[3] Der mittelalterliche Dichter-Beamte nimmt entsprechend eine liminale Schreibposition ein: „He stands between the two worlds, mimicking both the authoritative voice of government and the complaint of the petition."[4] Ethan Knapp postuliert daher mit Blick auf Hoccleves Werk einen direkten Zusammenhang zwischen bürokratischem und autobiografischem Schreiben:

> Hoccleve's autobiography is actually born out of that most impersonal of textual traditions, the bureaucratic exchange of petition and response. [… I]t is the imperative to rid the bureaucratic text of subjectivity itself that makes subjectivity into a recognizable and separable literary topos. Thus, bureaucracy and autobiography appear not as opposites but as two sides of the same coin.[5]

Valentin Groebner weist mit Blick auf das autobiografische Schreiben von Matthäus Schwartz, der zwischen 1520 und 1560 als Buchhalter für Jakob Fugger tätig war, ebenfalls auf eine Verbindung von berufsbedingt ausgebildeter Buchführungsmentalität, die eine beständige Selbstüberwachung bewirke, und Life Writing hin:

> [B]ookkeeping is identified with constant vigilance and mistrustful scrutiny,with the observation of one's own body and the bodies of others. It requires an individual's intense attention, Schwarz writes [in his autobiography]. Instead, Schwarz advocates self-monitoring: „Don't forget anything, write everything down; discover all you can about yourself and your situation." The only way to avoid mistakes is to carefully enter all important information in a number of books, which can then be controlled by being checked against one another.[6]

---

[3] Ein Manuskript seiner „Balade to Master John Carpenter" beispielsweise zeigt, dass der Name nachträglich über eine Ausradierung eingefügt wurde, Carpenter also nicht der ursprüngliche Rezipient der Bittschrift war. Vgl. hierzu: John A. Burrow: Thomas Hoccleve. Aldershot: Variorum 1994, S. 16.

[4] Nicholas Perkins: Hoccleve's Regiment of Princes: Counsel and Constraint. Cambridge: Cambridge University Press 2001, S. 38.

[5] Knapp: The Bureaucratic Muse, 13.

[6] Valentin Groebner: „Inside Out: Clothes, Dissimulation, and the Arts of Accounting in the Autobiography of Matthäus Schwarz, 1496-1574". In: Representations 66 (1999), S. 100-121, hier S. 114.

Administration und Autobiografie weisen als Schreibtechniken folglich durchaus Berührungspunkte auf. Es sind jedoch nur wenige Beispiele autobiografischer Texte, die explizit Staats- und Verwaltungsarbeit beschreiben, aus dem Mittelalter und der Frühen Neuzeit überliefert. Die insbesondere in Frankreich beliebte Gattung der Memoiren etwa wurde hauptsächlich von Persönlichkeiten des Hochadels, des Klerus und des Militärs aus dem königlichen Umfeld verfasst; Lebensberichte von höfischen Beamten spielen hingegen kaum eine Rolle. Als eine Erklärung für diesen Umstand führt Harald Tersch die Intention der Texte an, denn die Memoiren entstanden „oft als Erläuterungen von Augenzeugen zur offiziellen königlichen Historiographie. Im Gegensatz zur politischen Opposition hatten aber Beamte in den meisten Fällen keinen Grund, das von ihnen selbst mitgetragene höfische Geschichtsbild zu korrigieren."[7] Zudem wurden Selbstzeugnisse wie Tage- und Notizbücher nur selten mit dem Ziel einer Veröffentlichung geführt, sie dienten der privaten Gedächtnisstütze oder der innerfamiliären Überlieferung.[8]

Eine prominente Ausnahme bildet der 1595 verfasste Lebensbericht *Herkommen, Geburt und Lauff seines gantzen Lebens* des als Notar, Diplomat, Ratsmitglied und Bürgermeister tätigen Bartholomäus Sastrow; dieser schildert in seinem Werk zum einen historisch-politische Ereignisse wie Reichstage, Konzilien oder Schlachten, die im Text durch offizielle Dokumente wie Briefe oder Urkunden in lateinischer Sprache beglaubigt werden, zum anderen gibt er tagebuchartig Einblick in seine Familiengeschichte und seinen beruflichen Werdegang. Vor allem seine abenteuerliche Reisetätigkeit im diplomatischen Dienst verschiedener Fürsten während der Wirren des Schmalkaldischen Kriegs wird thematisiert, aber auch auf seine Arbeit als Schreiber und Ratsmitglied geht er immer wieder anekdotisch ein. Es wird deutlich, dass Arbeit als Mittel der Selbstbestimmung eine wichtige Rolle im Leben des Verfassers, dem ein ungewöhnlicher sozialer Aufstieg gelingt, spielt. Sastrow verfasst seine Selbstdarstellung laut eigener Aussage zum einen mit dem didaktischen Anspruch, seine Erfahrungen an seine Kinder weiterzugeben, und zum anderen aus einem Rechtfertigungsbedürfnis heraus, da

[7] Harald Tersch: „Ein Beamtenleben aus der Zeit des Trienter Konzils. Die Autobiographie Christian Kirchmairs im Kontext der frühneuzeitlichen Bürokratisierung. In: Veröffentlichungen des Tiroler Landesmuseums Ferdinandeum 84 (2004), S. 137-160, hier S. 139.
[8] Vgl. ebd.

ihm unter anderem im Amt des Bürgermeisters von Stralsund der Vorwurf der unrechtmäßigen Bereicherung gemacht wurde:

> Derowegen zu Errettung meiner Altern, meiner, auch der Meinen in der Gruben, Ehr' vnnd Unschult, vnnd der Lebendigen guts Namens Erhaltunge, hab ich nicht vnderlassen konnen, wollen noch sollen, mein Herkommen, Geburt vnnd gantzes Leben warhafftig dermassen zu beschreiben, das meine Kinder aller meiner Widerwertigen vnnd Lastermeulern *calumniis* aus dem Grunt vnnd mit Vestande wiedersprechen, jnen das Maul stopffen, unser Ehr' vnnd guten Namen vindiciern, oder zum wenigsten in dem gegrundet sein konnen was Ungeburliches mir nachgeredt, sollichs alles falsch vnnd erdichtet sei.[9]

Der autobiografische Text leistet daher zwar noch keine intime Innenschau oder Selbstreflexion, er ist als Selbststilisierung mit öffentlichem Charakter jedoch mentalitätsgeschichtlich durchaus aufschlussreich.

Als ein sehr bekanntes Beispiel lassen sich zudem die zwischen 1660 und 1669 in einer Kurzschrift verfassten Tagebücher des britischen Staatssekretärs im Marineamt Samuel Pepys, die der Verfasser zusammen mit seiner Bibliothek dem Magdalene College hinterlassen hatte und die 1825 das erste Mal publiziert wurden, anführen. Das Diarium ist einerseits eine wichtige wissenschaftliche Quelle für die Erforschung des Alltagslebens der Restaurationszeit sowie der Entwicklung der englischen Sprache im 17. Jahrhundert; andererseits haben sich die Tagebücher, in denen Ereignisse von historischer Bedeutung wie die Pestepidemie, der Große Brand von London oder der Englisch-Niederländische Krieg detailreich beschrieben, der neueste politische Diskurs in Westminster und Klatsch und Tratsch des königlichen Hofes kommentiert werden sowie ein ungewöhnlich ehrlicher Einblick in die Intimsphäre seines Verfassers ermöglicht wird, als nachhaltiger Publikumserfolg herausgestellt. Da die persönlichen Aufzeichnungen anders als etwa Sastrows Chronik nicht mit Blick auf eine Veröffentlichung verfasst sind, offenbart sich Pepys in seinen Notizen nicht nur als ein geschickter Staatsbeamter, sondern vor allem auch als ein – in den Worten seiner Frau Elizabeth – „dog and

[9] Bartholomäi Sastrowen: Herkommen, Geburt und Lauff seines gantzen Lebens, auch was sich in dem Denckwerdiges zugetragenn, so er mehrentheils selbst gesehen und gegenwärtig mit angehorte hat, in vier underscheitliche Theile von ihm selbst beschribenn. Erster Theil. Hg. v. Gottlieb Christian Friedrich Mohnike. Greifswald: Universitäts-Buchhandlung 1823, S. 10.

rogue“ mit einem „rotten heart“,[10] der seine berufliche und gesellschaftliche Stellung immer wieder ausnutzt, um sich durch Korruption zu bereichern und Frauen zu sexuellen Handlungen zu nötigen. Die anhaltende Faszination des Lesepublikums lässt sich insbesondere durch diese unverblümten Beschreibungen des Privat- und Innenlebens des Beamten erklären; die täglichen Einträge thematisieren jedoch auch sein Arbeitsleben und können folglich als ein wichtiges Beispiel bürokratischen Life Writings bewertet werden.

Während der in seinen Aufzeichnungen geschilderten Zeitspanne war er als Clerk of the Acts des Navy Boards tätig – ein Amt, das für die Koordinierung der bürokratischen Aspekte der Marine wie der Korrespondenz und Archivierung der Aufzeichnungen, der Ausstattung und Inspektion der Kriegsschiffe oder der Verpflegung und Bezahlung der Matrosen zuständig war. Der Sohn eines Schneiders und einer Waschfrau verdankte seinen Karriereeinstieg der Protektion eines einflussreichen Verwandten, sein berufliches Fortkommen hingegen sichert er sich, wie er in einem Tagebucheintrag betont, durch seinen Arbeitseifer und Professionalismus – Eigenschaften, die ihn von den aristokratischen Gentlemanbeamten absetzten:

> [D]iscoursing with Mr Hill of most things of a man’s life, and how little merit doth prevail in the world, but only favour — and that for myself, chance without merit brought me in, and that diligence only keeps me so, and will, living as I do among so many lazy people, that the diligent man becomes necessary, that they cannot do anything without him.[11]

Der Beginn seiner Karriere scheint allerdings von Nichtarbeit geprägt zu sein. Regelmäßig lesen wir in den ersten zwei Jahren der Tagebücher Formulierungen wie „Up to my office, but did nothing“[12], „went to Westminster to my office, whither nothing to do“[13] oder Einträge, die Pepys in Teilzeit arbeitend am Vor- oder Nachmittag bei privaten Beschäftigungen wie Einkäufen mit der Ehefrau,

[10] Eintrag vom 14.11.1668, zitiert aus: Samuel Pepys: The Diary of Samuel Pepys. A new and complete transcription. Volume 9. Hg. v. Robert Latham, William Matthews. London: HarperCollins 2000, S. 363.
[11] Eintrag vom 01.11.1665, zitiert aus: The Illustrated Pepys. Hg. v. Robert Latham. London: The Chaucer Press 1979, S. 123f.
[12] Eintrag vom 03.03.1660, zitiert aus: Pepys: The Diary of Samuel Pepys. Volume 1, S. 75.
[13] Eintrag vom 07.03.1660. Ebd.: S. 80.

außerehelichen Liebschaften oder dem Besuchen von Freunden und Verwandten beschreiben:

> All the morning at home lying abed with my wife till 11 a-clock – such a habit we have got this winter of lying long abed. Dined at home, and in the afternoon to the office.[14]

> *office day* all the morning. And from thence with Sir Wm Batten and the rest of the officers to a venison pasty of his at the Dolphin, where dined withal Collonell Washington, Sir Edw. Brett and Major Norwood, very noble company. After dinner I went home, where I found Mr. Cooke, who told me that my Lady Sandwich is come to town today, whereupon I went to Westminster to see her.[15]

Diese Passagen sollten dabei weniger als ein persönliches Eingeständnis einer laxen Arbeitsmoral gelesen werden, sondern als historisches Zeugnis eines vorindustriellen Verständnisses von Arbeit, das diese noch nicht anhand der kapitalistischen Zeitmessung eines 9-5 konzipiert.[16] Eine zeitliche Anwesenheitspflicht und eine geregelte räumliche Verortung von Büroarbeit haben sich im 17. Jahrhundert noch nicht vollständig durchgesetzt, die Geschäfte werden oft im Wirtshaus oder auch von zu Hause aus getätigt. Außerdem führt vor allem der chronische Geldmangel der Royal Navy häufig dazu, dass es zu einem Stillstand in Pepys' Büro kommt.

Nachdem er sich beruflich in der Behörde etablieren konnte und ihm weitreichendere Pflichten übertragen wurden, werden in den Ausführungen zu seinem professionellen Leben hingegen insbesondere seine Geschäftigkeit und seine Überlastung betont:

---

[14] Eintrag vom 14.12.1661, zitiert aus: Pepys: The Diary of Samuel Pepys. Volume 2, S. 233.
[15] Eintrag vom 12.10.1660, zitiert aus: Pepys: The Diary of Samuel Pepys. Volume 1, S. 264.
[16] Vgl. hierzu: „The precise time reckonings enabled by the calendric system and the mechanical clock became standardized within commercial enterprises, trading networks, oceanic navigation and the early-modern state. The growth of industrial capitalism after 1850 positioned clock time as the absolute indicator of productivity, costs and profit. Disciplined workers and their families were expected to internalize these principles of time use." Wayne Hope: Time, Communication and Global Capitalism. London: Palgrave Macmillan 2016, S. 19.

> At the office from morning till night, putting of papers in order, that so I may have my office in an orderly condition. I took much pains in sorting and folding of papers.[17]

> (Lord's day). Busy at my office from morning till night, in writing with my own hand fair our large general account of the expence and debt of the Navy, which lasted me till night to do, that I was almost blind […].[18]

> [S]pent the whole afternoon and evening with Mr. Hater, discoursing of the business of the office, where he tells me that among others Thomas Willson do now and then seem to hint that I do take too much business upon me, more than I can do, and that therefore some do lie undone. This I confess to my trouble is true, but it arises from my being forced to take so much on me, more than is my proper task to undertake.[19]

Genaue Informationen zu täglichen Routinen und konkreten Arbeitsabläufen im Büro sind allerdings rar gesät – der Arbeitsalltag wird oft einfach durch die Phrase „and so to the office" zusammengefasst oder es werden Dienstereignisse wie Verhandlungen mit Vertragspartnern, das Schreiben von Briefen sowie Gespräche mit Vorgesetzten ohne weitere Erläuterungen in den Tagebucheinträgen vermerkt. Detaillierter äußert er sich im Kontext seiner offiziellen Pflichten beispielsweise über das Verfassen von Petitionen an den königlichen Hof, um Geld für die überschuldete Marine zu akquirieren:

> At the office this morning, Sir G. Carteret with us. And we agreed upon a letter to the Duke of Yorke, to tell him the sad condition of this office for want of money. How men are not able to serve us more without some money. And that now, the credit of the office is brought so low, that none will sell us anything without our personal security given for the same.[20]

Eine Einkommenssteuer wird im Vereinigten Königreich erst im 19. Jahrhundert im Zusammenhang mit dem Entstehen einer modernen Staatsbürokratie durchsetzbar.

Wie bereits angesprochen wurde, war es für Beamte durchaus üblich berufliche Journale mit kurzen Protokollen als Gedächtnisstütze anzulegen. Pepys

[17] Eintrag vom 12.03.1662, zitiert aus: Pepys: The Diary of Samuel Pepys. Volume 3, S. 44.
[18] Eintrag vom 04.08.1667, zitiert aus: Pepys: The Diary of Samuel Pepys. Volume 8, S. 373.
[19] Eintrag vom 20.10.1665, zitiert aus: The Illustrated Pepys, S. 122.
[20] Eintrag vom 11.06.1661, zitiert aus: Pepys: The Diary of Samuel Pepys. Volume 1, S. 119.

zunächst nicht für eine Veröffentlichung[21] vorgesehenes Tagebuch zeichnet sich jedoch gerade durch Beschreibungen von Interna wie politischen Grabenkämpfen, dem Gerangel um Zuständigkeiten, amtlichem Fehlverhalten oder die administrative Inkompetenz der Admiralität aus:

> At the office all the morning, and Mr. Coventry brought his patent and took his place with us this morning. Upon our making a Contract, I went, as I use to do, to draw the heads thereof; but Sir W Pen most basely told me that the Comptroller is [to] do it, and so begun to imploy Mr. Turner about it, at which I was much vexed and begun to dispute; […] What Sir J. Minnes will do when he comes I know not, but Sir W. Penn did it like a base raskall, and so I shall remember him while I live.[22]

Es ist anzunehmen, dass es bei dem Disput darüber, wer den Vertrag aufsetzen darf, nicht darum geht, sich das Vorrecht auf die administrative Schreibarbeit zu sichern. Als Ansprechpartner für Vertragsverhandlungen hatten die Staatsdiener die Möglichkeit, sich durch die Schmiergelder von Lieferanten zu bereichern. Wie im Tagebuch zu erfahren ist, gelingt es Pepys auf diesem Wege, schnell ein eigenes Vermögen aufzubauen, denn er lässt sich dort nicht nur über das Fehlverhalten seiner Vorgesetzten und Kollegen aus, sondern verschweigt auch seine eigenen privaten und beruflichen Verfehlungen (die Annahme von Bestechungsgeldern, Unterschlagung oder die Einforderung sexueller Gefälligkeiten von Ehefrauen im Austausch gegen die Beförderung der Ehemänner) nicht.

Das tägliche genaue Aufzeichnen der eigenen Sündhaftigkeit ist im 17. Jahrhundert oftmals Bestandteil der puritanischen Sühnepraxis – die schriftliche Selbsterforschung soll dabei helfen, auf den Pfad der Tugend zurückzufinden.[23] Bei

---

[21] Warum sich Pepys später dazu entschließt, seine Tagebücher für die Öffentlichkeit zugänglich zu machen, lässt sich nicht eindeutig erklären. Die Absicht einer posthumen Veröffentlichung lässt sich jedoch daran erkennen, dass er die Bände binden ließ und zusammen mit einer Dekodierungsschrift in seine Bibliothek aufnahm, die wiederum der Uni Cambridge vermacht wurde. Vgl. hierzu: Claire Tomalin: Samuel Pepys: The Unequalled Self. New York: Knopf Doubleday 2002, S. 645f.

[22] Eintrag vom 03.06.1662; zitiert aus: Pepys: The Diary of Samuel Pepys. Volume 3, S. 99f.

[23] Vgl.: „The Puritan creed taught that the process by which sinful man became regenerate was rarely sudden or strikingly evident; rather, it was usually a long and difficult process the evidence of which would be difficult to perceive. Many Puritans hoped that by keeping a rigorously exact diary they would be able to find a pattern which would give them confidence in their own election." Steven E. Kagle: American Diary Literature, 1620-1799. Twayne Publishers 1979, S. 30.

Pepys, der selbst im puritanischen Glauben erzogen wurde, fehlt dieses Moment der Buße und Selbstreflexion jedoch weitestgehend. Von Ehebruch und Korruption wird ohne wirkliche Reue berichtet, allein sein übermäßiger Weinkonsum, die häufigen Theaterbesuche und der exzessive Erwerb von Büchern – Genüsse, denen er in seinen Aufzeichnungen wiederholt, allerdings ohne viel Erfolg, gelobt zu entsagen, rufen beim Diaristen Bedauern hervor. Als problematisch empfindet er diese Vergnügen, da sie sich nachteilig auf seine Arbeit auswirken: „I find myself lately too much given to seeing of plays, and expense, and pleasure, which makes me forget my business, which I must labour to amend."[24] Pepys offenbart sich so trotz seiner anhaltenden ‚unmoralischen' Genusssucht zum einen als puritanischer ‚Berufsmensch', für den das unablässige Arbeiten als Mittel zur Askese und somit als Gottesdienst wirkt –

> By my last year's diligence in my office, blessed be God![25]

> It being become a pleasure to me now-a-days to follow my business, and the greatest part may be imputed to my drinking no wine, and going to no plays.[26]

– und der die (durch unlautere Machenschaften) erzielte Steigerung seines Besitzstandes, die er akribisch in seinem Journal verbuchte, entsprechend als göttliches Wohlgefallen deutet und so für sich sanktioniert. Zum anderen scheint er jedoch auch genuine Freude an seiner administrativen Arbeit, am damit verbundenen Systematisieren und Ordnen, gehabt zu haben. Hierin erkennt Robert Latham, der die Tagebücher zusammen mit William Matthews in den 1970ern editierte, einen wichtigen Motivator für das Tagebuchschreiben:

> [T]he strongest likelihood is that he wrote from a need to organize and discipline himself that was temperamental rather than religious in origin. He was by nature obsessively and compulsively systematic. The neatness of his handwriting is significant. So is his concern for arranging his books by size, and for the regular balancing of his accounts. Yet, with all this passion for order, he was spontaneous and enthusiastic. The diary was perhaps the means of reconciling these

[24] Eintrag vom 31.08.1661; zitiert aus: Pepys: The Diary of Samuel Pepys. Volume 2, S. 167.
[25] Eintrag vom 31.12.1662; zitiert aus: Pepys: The Diary of Samuel Pepys. Volume 3, S. 302.
[26] Eintrag vom 07.08.1662; Ebd. 159.

> opposing qualities. He loved life because it was so varied; at the same time he was worried by disorder. By sieving the untidy events through his memory and marshalling them in the diary's straight and neatly written lines he could impose on them some semblance of control.[27]

1.2 Autofiktion am Arbeitsplatz: Bürokratisches Life Writing im 20. und 21. Jahrhundert

Ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts lassen sich dann eine Reihe heute größtenteils vergessener Memoiren aus dem Büro nachweisen, geschrieben von Kontoristen, Beamten, Sekretären, Bankiers oder Angestellten, die in ihren Lebensbeschreibungen ausführlich – das macht bereits die Benennung des Berufsstands im Titel der Texte deutlich[28] – auf ihre Arbeit eingehen. Die Selbstzeugnisse können ähnlich wie Sastrows Chronik mit dem Ziel verfasst sein, die eigene Bedeutung für die Nachwelt festzuhalten, eine Vorbildfunktion für Mitglieder der Zunft auszuüben und/oder professionelles Handeln zu rechtfertigen. Zu den Hintergründen autobiografischer Aufzeichnungen von österreichischen Beamten der k.u.k Zeit beispielsweise erläutert Waltraud Heindl:

> Die Gruppe der bürokratischen Eliten hatte es viel schwieriger als heute durch Inszenierungen ein gewisses öffentliches Image aufzubauen. Den Beamten fehlte die Breitenwirkung moderner Massenmedien. Auch die Zeitungen kamen nicht infrage, da ein kaiserlicher Beamter sich unmöglich öffentlicher Medien zwecks Selbstdarstellung bedienen konnte. Es hätte gegen die dem Beamten auferlegte Diskretion verstoßen. Was ihnen blieb, war Memoiren zu verfassen. „Erinnerungen", „Denkwürdigkeiten", „Memoiren" und „Autobiografien" ermöglichten es ihnen, sich und ihren Stand nach ihrer Amtszeit ‚ins rechte Licht' zu setzen.[29]

---

[27] Robert Latham: „Introduction". In: The Illustrated Pepys. Hg. v. Robert Latham. London: The Chaucer Press 1979, S. 7-17, hier S. 10.

[28] Vgl. z. B.: Francis R. Reed: *Experience of a New York Clerk* (1877), A. Ernst von Ernsthause: *Erinnerungen eines preußischen Beamten* (1894), Hans L'Arronge: *Bergauf-bergab. Lebensbild eines Bankiers* (1908), Heinrich Reth: *Noch ist die blühende, goldene Zeit. Aus den Wanderjahren eines jungen Kaufmanns* (1912), Max Strauch: *Auf dem Wege zum Bankdirektor. Lehr- und Wanderjahre eines Bankbeamten* (1924), Alexander Musulin: *Das Haus am Ballplatz. Erinnerungen eines österreich-ungarischen Diplomaten* (1924), Helen Woodward: *Through Many Windows* (1926) oder Heinrich von Srbik: *Aus den Erinnerungen eines alten österreichischen Beamten* (1944).

[29] Waltraud Heindl: *Josephinische Mandarine: Bürokratie und Beamte in Österreich. Band 2: 1848-1914.* Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht Verlag 2013, S. 244.

Entsprechend setzen sich zumindest die unter Klarnamen veröffentlichten autobiografischen Texte aus dem Büro nur selten wirklich kritisch mit dem System ‚Bürokratie' oder der Sinnhaftigkeit der eigenen Aufgaben auseinander:

> The point to emphasise about administrative autobiographies is that they are largely uncritical. Their distinguished authors, who have nearly always been men, have not bared their official souls in public, nor have they been critical of the tasks they had to do or the environments in which they worked. Their books have contained little or no sex or scandal to make them bestsellers, and in so far as they presented reflections on public administration or, indeed, reflections on any named people, living or dead, they have been impeccably discreet.[30]

Während diese älteren Texte den klassischen Mustern von Aufstiegserzählungen folgen, sind zeitgenössische Autofiktionen aus dem Büro meist aus der Sicht frustrierter Mitarbeiter geschildert.[31] Die autobiografischen Texte klammern in ihrer Beschreibung außerhalb des Büros liegende Bereiche wie die Kindheit und/oder das Privatleben für gewöhnlich aus; es wird insbesondere der Alltag etwa durch Schreib- oder Tippszenen wiedergegeben, die Langweile der Arbeit reflektiert oder das kollegiale Mit- bzw. Gegeneinander beschrieben. Des Weiteren führen Verallgemeinerungen, stilistische Anleihen aus der Ratgeberliteratur oder die Übernahme von Topoi aus der satirischen Büroliteratur dazu, dass hier nicht vor allem *Selbst*zeugnisse eines ungewöhnlichen Lebens erstellt werden, sondern von *typischen* Lebens- bzw. Arbeitsgeschichten berichtet wird. Die Texte sind Biografien des sozialen Kosmos eines Büros.

Ferner sind viele fiktive Darstellungen aus dem Büro zumindest stark autobiografisch inspiriert. Büroliteratur ist häufig das Ergebnis eines Versuchs, die eigenen Büroerlebnisse therapeutisch zu verarbeiten und einen ästhetischen

---

[30] Richard A. Chapman/Barry J O'Toole: „The Heroic Approach in the Historiography of Public Administration in the United Kingdom". In: Bilder der Verwaltung. Memoiren, Karikaturen, Romane, Architektur. Hg. v. Erk Volkmar Heyen. Baden-Baden: Nomos-Verl.-Ges. 1994, S. 65-77, hier S. 67f.

[31] Vgl. z. B. Michela Murgias *Il mondo deve sapere: romanzo tragicomico di una telefonista precaria* (2006), Katharina Münks *Und morgen bringe ich ihn um! Als Chefsekretärin im Top-Management* (2006), Daniel Lyons' Disrupted: My Misadventure in the Start-Up Bubble (2016), Anna Wieners Uncanny Valley: A Memoir (2020).

Ausdruck für das Alltägliche zu finden. Zu ihrem Werk *Vorzimmer* (1979), eine autodiegetische Erzählung, in der der Arbeitsalltag einer Sekretärin geschildert wird, die davon träumt, ihre eigenen Texte schreiben zu können und nicht mehr für andere tippen zu müssen, merkt in diesem Zusammenhang die Autorin Vilma Link, die selbst lange Zeit im Büro tätig war, beispielsweise Folgendes an: „Ursprünglich wollte ich diesen meinen früheren Alltag nur für mich noch einmal reflektieren und ordnen, weil da vieles unbewältigt war, und dabei ist dann die Lust entstanden, dem Ganzen eine literarische Gestalt zu geben. Nur dadurch, daß ich jetzt draußen bin, ist mir die Beschreibung des Drinnen möglich geworden […].“[32] Auch die äußerst erfolgreiche siebenbändige Reihe *Het Bureau* (*Das Büro*, 1996-2000) des niederländischen Autors J.J. Voskuil, die den Alltag einer Bürogemeinschaft von den 1950er bis in die 1980er Jahre nachzeichnet, ist direkt durch das Leben des Autors beeinflusst. Voskuil beginnt seine Romane zu schreiben, um etwas Dauerhaftes aus der eigenen Arbeitserfahrung zu erschaffen: „Bei Johannes Jacobus Voskuil war es nach der Pensionierung die überraschende Erkenntnis, dass 30 Jahre Arbeit keine Spuren hinterließen. Sie schienen sich einfach verflüchtigt zu haben, und es war, als hätte er gar nicht gelebt […]. Also schrieb er „Het Bureau“, als Vergewisserung, dass dieses Arbeitsleben stattgefunden hat.“[33]

Zum juristischen Verhängnis wurde diese Nähe der Fiktion zum Autobiografischen für die französische Autorin und Bürokratin Aurélie Boullet, die als Beamtin in der Abteilung für internationale Beziehungen des Conseil régional d’Aquitaine angestellt war als sie ihr Werk *Absolument dé-bor-dée! ou le paradoxe du fonctionnaire* (2010) verfasste. Ihr unter dem Pseudonym Zoé Shepard veröffentlichter Text beschreibt in Form eines über neun Monate geführten Tagebuchs den Arbeitsalltag eines fiktiven Bürgermeisteramts im Großraum Paris. Aufgrund der genauen Zeitangaben, für die Einträge werden nicht nur das Datum, sondern auch Uhrzeiten notiert, ruft das Tagebuch strukturell Ähnlichkeiten mit Dokumenten des Büros wie Protokoll oder Terminkalender auf. Die Notizen konzentrieren sich ausschließlich auf berufliche Ereignisse, die Lesenden erfahren nichts über das Privatleben der Ich-Erzählerin, einer jungen Beamtin, die keinen Hehl aus ihrer beruflichen Desillusionierung macht:

[32] Zitiert aus dem Klappentext von Vilma Link: Vorzimmer. Reinbek: Rowohlt 1979.
[33] Anja Hirsch: „Einsichten in den tristen Büroalltag“. In: Deutschlandfunk 28.10.2012, https://www. deutschlandfunk.de/einsichten-in-den-tristen-bueroalltag-100.html.

> Lorsque j'ai été embauchée à la mairie, j'étais persuadée que j'allais vraiment pouvoir agir, apporter les compétences que j'avais acquises au cours de mes huit années d'études pour pouvoir faire la différence et ainsi permettre au service public de mieux fonctionner. [...] Depuis les quelque six mois que je suis dans le service, j'ai successivement bricolé des rapports bourrés de chiffres et de mots incompréhensibles très sérieux qui n'ont jamais été lus, bidouillé quelques notes, fait semblant d'écouter dans un nombre incalculable de réunions bidon et joué à plusieurs reprises les agences de voyages en organisant l'accueil de délégations étrangères.[34]

Anhand einer minutiösen Darstellung des Arbeitsalltags werden exemplarisch verschiedenste administrative Missstände thematisiert. Wie bereits der Untertitel des Textes – „Comment faire 35 heures… en un mois!" – deutlich macht, stellt die Ineffizienz der Behörde einen zentralen Aspekt der Kritik dar:

> Elle démarre sur les chapeaux de roues, déclarant à la cantonade qu'elle est „absolument dé-bor-dée". S'il est une phrase récurrente dans les couloirs du service, c'est bien „en ce moment, je suis débor-dé". Débordé ? Par quoi, on est en droit de se le demander, tant les rapports trimestriels d'activité ne laissent nullement présumer d'un quelconque tsunami de dossiers, de multiples avalanches de délibérations à rédiger ou d'une série de submersion des agents sous les notes à boucler. Tous les trimestres, The Boss compulse ledit rapport et hausse un sourcil circonspect avant de lâcher d'un ton incrédule : „C'est vraiment tout ce qu'on a fait en trois mois?" (AD, 31)

Alle beklagen sich, dass sie vollkommen überlastet seien, aber niemand hat wirklich etwas zu tun. Für die Umformatierung eines Textes von Times New Roman 12 auf Arial 11 beraumt der Chef einen Zeitaufwand von fünf Werktagen an: „Ctrl A, changement de police. Cinq jours entiers me semblent un délai raisonnable pour m'acquitter de cette tâche." (AD, 209) Das fiktive Tagebuch versammelt Vorfälle von Inkompetenz, Verschwendung und systematischem Absentismus auf allen hierarchischen Ebenen, die häufig absurde Ausmaße annehmen: Der Vorgesetzte schickt die Erzählerin auf eine internationale Konferenz am falschen Datum, die

[34] Zoé Shepard: Absolument dé-bor-dée! ou le paradoxe du fonctionnaire. Comment faire les 35 heures en... un mois! Paris: Albin Michel 2010, S. 46. Im Folgenden im Fließtext zitiert unter der Sigle AD.

Sekretärin weiß das Schreibprogramm des Computers nicht zu bedienen und die Angestellten kehren morgens nach dem Einstempeln wieder in ihr Bett zurück. Vor allem die weitreichende Vetternwirtschaft wird immer wieder als Ursache für die Ineffizienz der Behörde angeprangert: „Parce qu'elle est la nièce du Don, elle s'est autoproclamée ‚inspectrice des travaux finis' et donne régulièrement son avis sur les thématiques qu'elle maîtrise le moins. C'est-à-dire quasiment toutes." (AD, 119) In einem Interview führt die Autorin diese Kritik weiter aus: „Sans avoir passé de concours et donc suivi de formations, ceux-là ne jouent pas leur rôle en négligeant le cadre juridique et les contraintes financières. D'où par exemple des marchés publics ‚border line' ou des projets totalement dispendieux non évalués."[35]

Die Mitglieder dieser dysfunktionalen Kollegenschaft bekommen von der Erzählerin typisierende Spitznamen. Dies dient nicht nur der Geheimhaltung der Identität der Autorin, es macht zudem deutlich, dass es sich bei den Charakteren um Karikaturen und nicht um Individuen handelt. Zum überforderten Abteilungsleiter ‚Simplet' (dt. Naivling) gesellt sich die einfältige Sekretärin Coconne (dt. Dummchen), die über die seltene Begabung verfügt „à faxer systématiquement les lettres à l'envers et à photocopier les documents en laissant le post-it ‚à reprographier, urgent!' sur le verre du copieur" (AD, 21), oder die hinterhältige Karrieristin: „Plus connue sous le nom de ‚l'Intrigante', [Clothilde Richard] planque son ambition démesurée sous l'étendard du service public et n'hésite pas à répéter à l'envi que son poste n'est qu'un tremplin vers la fantastique carrière diplomatique qu'elle compte avoir à moyen terme." (AD, 20) Der Text erinnert daher an die satirische Darstellung französischer Beamter in der Zeitungsliteratur des 19. Jahrhunderts.[36] Die Autorin selbst führt zu den autobiografischen Hintergründen aus, dass es sich bei den Figuren um Komposita handle und die beschriebenen Ereignisse, deren Details verändert wurden, nicht nur von eigenen Erlebnissen inspiriert seien, sondern auch auf Erzählungen von Freunden aus anderen Behörden beruhen: „Quatre-vingt-dix pour cent de mes anecdotes ont une base réelle. Elles proviennent de la région, mais aussi de mes stages ou des expériences de mes amis. Chaque personnage du roman est composé de quatre ou cinq personnes réelles.

[35] Zitiert aus: Philippe Plassart: „ Zoé Shepard, ab-so-lument débordée". In: Le nouvel Economiste 22.09.2010, https://www.lenouveleconomiste.fr/zoe-shepard-ab-so-lument-debordee-4217/.

[36] Vgl. hierzu: Alexandra Müller: Poetik des Büros. Zur Repräsentation der administrativen Arbeitswelt in Literatur, Kunst, Film und Videospiel. Bielefeld: Transcript, 2027.

Leurs descriptions sont à l'opposé de ce qu'ils sont dans la vraie vie."[37] Zur Figur der Sekretärin erklärt sie des Weiteren: „‚Coconne', concentré de toutes les bêtises – n'existe pas! Heureusement. Elle m'a servi de ressort comique au récit comme dans une pièce de Molière."[38]

Trotz dieser im Text deutlich erkennbaren Fiktionalisierung der Personen und Geschehnisse bleibt die Identität der Autorin nicht lange geheim. Ein Disziplinarverfahren wird angestrengt, nachdem Mitarbeiter der Behörde sich in den wenig schmeichelhaften Beschreibungen der Figuren wiederzuerkennen vermeinen. Die Autorin wird nach längeren juristischen Auseinandersetzungen, bei denen auch der Ausschluss aus dem Staatsdienst als Strafe diskutiert wurde, wegen Verletzung der Verschwiegenheitspflicht und Fehlverhalten gegenüber Vorgesetzten für 10 Monate suspendiert. Das öffentliche Verfahren gegen die Beamtin beschert der Publikation dabei vor allem Aufmerksamkeit – das Buch verkauft sich im sechsstelligen Bereich und wird ins Deutsche und Spanische übersetzt. Spätere Auflagen werben daher explizit mit der Verurteilung der Autorin. Anstatt zur Ehrenrettung der Bürokratie Aquitaniens die Romanhaftigkeit des Textes herauszustellen und so die Kritik des Textes zu entschärfen, wird durch die Behauptung, es sei durch die Publikation die Verschwiegenheitspflicht verletzt worden, im Grunde genommen der Wahrheitsgehalt des Buches bestätigt und den Geschichten aus dem Amt zusätzliches Gewicht verliehen. Das von Boullet selbst als essai romancé, als Text, der explizit Fakt und Fiktion verbindet, bezeichnete Werk wird auf diese Weise quasi gerichtlich zum Schlüsselroman erklärt.

Ein ganz ähnlicher Fall, bei dem die disziplinarischen Maßnahmen des Unternehmens gegen das bürokratische Life Writing einer Mitarbeiterin dazu führten, dass der Text zum internationalen Erfolg wurde, ereignete sich bereits einige Jahre zuvor ebenfalls in Frankreich: Der zunächst in kleiner Auflage erschienene satirische Essay *Bonjour paresse: De l'art et de la nécessité d'en faire le moins possible en entreprise* (2004) von Corinne Maier, einer Ökonomin und Psychologin, die in der Forschungsabteilung der staatlichen Elektrizitätsgesellschaft

[37] Zitiert aus: Chloé Woitier: „Une fonctionnaire risque l'exclusion pour avoir critiqué l'administration dans un livre". In: Le Monde 01.07.2010, https:// www.lemonde.fr/societe/article/2010/07/01/deux-ans-d-exclusion-preconises-pour-l-auteure-d-un-roman-critique-sur-l-administration_1381826_3224.html.
[38] Zitiert aus: Plassart: „ Zoé Shepard, ab-so-lument débordée".

EDF angestellt war, ist, anders als der Titel vielleicht vermuten lässt, kein Ratgeber für Strategien der Arbeitsvermeidung im Büro, sondern eine polemische Abrechnung mit modernen Unternehmensstrukturen, in denen der Mensch nur als Ressource existiert, und der inhumane Leistungsdruck der zeitgenössischen Arbeitswelt durch Parolen zu Arbeitsmoral, Fleiß und Corporate Identity aus den Management-Etagen beschönigt wird. Der Text stellt eine recht oberflächlich gehaltene humoristische Abhandlung zur Arbeitskultur dar, ohne autobiografische Aussagen über die Tätigkeit der Autorin zu beinhalten. Ihr Arbeitgeber nimmt allerdings Anstoß daran, dass Maiers Anstellung auf dem Klappentext des bis dato kaum rezipierten Werks erwähnt wird, da so ein schlechtes Bild auf den Betrieb geworfen würde und die Autorin mangelnde Loyalität ihrem Dienstherren gegenüber beweise. Der Text wird von der Direktion als autobiografisches Geständnis gewertet, dass die Mitarbeiterin selbst dienstliche Pflichtverletzung und Arbeitszeitbetrug durch *faire le moins possible* begehe.[39] Es wird ein Disziplinarverfahren gegen Maier angestrebt, das jedoch aufgrund des Drucks der Gewerkschaften und des großen Presseechos nicht weiter verfolgt wird. Der medialen Aufmerksamkeit wiederum verdankt das mittlerweile in 30 Sprachen übersetzte Buch seinen Erfolg. In beiden Fällen spielt das Beharren der Arbeitgeber, die unternehmens- bzw. behördenkritischen Texte im Kontext des autobiografischen Pakts zu interpretieren und dadurch die fiktionale Ambiguität der Werke zu vereindeutigen, der Marketingstrategie der Verlage in die Hände.

Die auktoriale oder verlagsseitige Inszenierung von Büroromanen als Life Writing stellt dabei keine Seltenheit dar. Exemplarisch sei verwiesen auf Christa Anita Brücks als Autobiografie vermarkteter Text *Schicksale hinter Schreibmaschinen* (1933), dessen Status als Ego-Dokument aufgrund deutlicher Fiktionalitätssignale zumindest sehr zweifelhaft erscheint,[40] oder auf Shan F. Bullocks Werk *Robert Thorne: The Story of a London Clerk* (1907), das als Herausgeberfiktion aufgebaut ist. Die Rahmung der Texte als Selbstbekenntnisse erzeugt zum einen eine ideologische Gemeinschaft mit der oft selbst im Büro beschäftigten Leserschaft und verleiht zum anderen reißerischen Texten wie

[39] Vgl. Caroline Monnot: „L'ode à la paresse qui a indisposé la direction d'EDF". In : Le Monde 26.07.2004, https://www.lemonde.fr/une-abonnes/article/2004/07/26/l-ode-a-la-paresse-qui-a-indispose-la-direction-d-edf_373655_3207.html.
[40] Vgl. hierzu weiterführend: Müller: Poetik des Büros.

Schicksale hinter Schreibmaschinen durch den Realitätsbezug zusätzliche Brisanz. Darüber hinaus wird dem banalen Thema ‚Büro' auf diese Weise literarische Berechtigung zugestanden. In seiner Rezension zu Brücks Text macht Kracauer seine positive Bewertung des Werks vor allem an dessen Status als Autobiografie fest:

> Das Buch […] ist unzweifelhaft aus dem Bedürfnis entstanden, die eigenen bitteren Erfahrungen auf eine anständige Art loszuwerden. Aber wenn irgendwo so ist hier (nicht minder wie seinerzeit bei den Kriegsromanen) die autobiographische Form am Platz. […] Sie verbürgt die Wirklichkeitsnähe, durch die allein solche Frontberichte gerechtfertigt werden.[41]

2. (Auto-)biografische Berichte vom Kampf durch den bürokratischen Dschungel

Während Pepys, Boullet und Maier in ihren Texten nicht das bürokratische System und seine Prozesse an sich, sondern die durch schlechte Personalpolitik generierten internen Missstände kritisieren, stehen in Werken, die aus der Außenperspektive über das Schicksal von Bittstellern berichten, die oppressiven Verfahren des Staatsapparats selbst am Pranger.

2.1 Antrag abgelehnt: Darstellungen von Wiedergutmachungsbürokratie und Migrationsmanagement

Lorenz S. Beckhardt beispielsweise schildert in seiner Familienbiografie *Der Jude mit dem Hakenkreuz* (2014) über „Naziterror, KZ, Deportation, Kindertransport, Flucht und Rückkehr"[42] die zermürbende Wirkung der deutschen Nachkriegsverwaltung. Gleich zu Beginn seines Werks hält der Erzähler bezüglich der Erfahrungen seines 1950 aus dem Exil nach Deutschland zurückgekehrten Großvaters Fritz fest:

> Der Vater totgeschlagen, die Schwester, der Schwager, die Schwiegereltern verschleppt nach Auschwitz, Treblinka und

[41] Siegfried Kracauer: „Ein Angestelltenroman." In: *Frankfurter Zeitung* 6.7.1930, S. 6.
[42] Lorenz S. Beckhardt: Der Jude mit dem Hakenkreuz. Meine deutsche Familie. Berlin: Aufbau Verlag 2014, S. 469-470. Im Folgenden im Fließtext zitiert unter der Sigle JH.

> Theresienstadt. Mit Gewalt verdrängte er das, er, der den Ersten Weltkrieg und das KZ überstanden, Hitler, den dreckigen Melder aus dem Schützengraben, und Göring, den ehrgeizigen Geschwaderkameraden, überlebt hatte. Mit dem Selbstbild als Opfer konnte Fritz nicht leben. Selbst die Nazis hatten seine Kämpfernatur nicht gebrochen. Das vermochte erst die Wiedergutmachungsbürokratie der Bundesrepublik Deutschland. (JH, 20)

Anhand des schriftlichen Austauschs seines Großvaters mit den für die Entschädigung von NS-Verfolgten zuständigen Behörden reflektiert der Autor den Wiedergutmachungsdiskurs der 1940er und 1950er Jahre und zeigt die absurden bürokratischen Hürden auf, die eine Integration der Opfer des Nationalsozialismus in die deutsche Nachkriegsgesellschaft erschwerten oder sogar verhindern sollten. Es wird insbesondere herausgestellt, dass es auf Behördenebene nie zu einem Bruch mit der NS-Vergangenheit kam, sondern viele administrative Positionen nach dem Krieg weiterhin von ehemaligen NSDAP-Mitgliedern besetzt waren:

> Im September [1945] ließ Edith den Vornamen Sara wieder streichen. Der Standesbeamte Dreseler hatte am 17. Dezember 1938 auf ihre Geburtsurkunde gekrakelt, sie habe „zusätzlich den Vornamen Sara angenommen". Jetzt schrieb der gleiche Mann darunter: „Der vorstehende Randvermerk wird hiermit auf Anordnung des Oberpräsidenten der Provinz Westfalen von Amts wegen gelöscht." (JH, 442)

Die an die Familie nach der Rückkehr vom Innenministerium ausgegebenen ‚Sonderausweise' für NS-Verfolgte, die auf Amtsstellen eine bevorzugte Behandlung erwirken sollten, erweisen sich als nutzlos: „‚Tut mir leid, die nehmen sie nicht auf', sagte Stein, ‚da sitzen noch die alten Nazis.' […] Den roten Ausweis benutzte [Fritz] nie wieder. Er war der Judenstern der Nachkriegszeit." (JH, 364) Die Sonderausweise helfen den Vertriebenen nicht bei der von einem Großteil der Bevölkerung abgelehnten Wiedereingliederung, sie markieren den Träger im Gegenteil als nicht zugehörig. Den kafkaesken Kampf der Familie um die Durchsetzung von Entschädigungsansprüchen beschreibt Beckhardt dabei immer wieder durch einen Rekurs auf Kriegsmetaphorik und macht so den Versuch der CDU geführten BRD, sich von der nationalen Anerkennung von Schuld und der

monetären Vergeltung dieser Schuld „durch Folterwerkzeuge […aus den] Gesetzesschubladen“ (JH, 369) frei zu machen, als Weiterführung des Terrors deutlich:

> Die Jahre 1954 und 1955 verbrachten Fritz und [sein Anwalt] Goldberg im Dauergefecht mit der Frankfurter Oberfinanzdirektion. Hauptstreitpunkt war die Rückerstattung des Eigentums der [Schwiegereltern], das nach der Deportation versteigert worden war. Fritz sollte eine Liste der „entzogenen Wohnungseinrichtungsgegenstände“ vorlegen und den „Entziehungsvorgang präzise darlegen“. Die Behörde verlangte Einsicht in Emils Konten, um zu prüfen, ob die Juden nicht vielleicht doch alles rechtzeitig verkauft hatten. Es war immer die gleiche Masche. Die „arischen“ Beamten gaben sich ahnungslos und verlangten von den Juden Beweise für die Naziverbrechen. Ebenso gut hätte man sie zur Vorlage von Hitlers Geburtsurkunde auffordern können – als Beweis dafür, dass das Dritte Reich existiert habe. Alles, was Fritz vorbrachte, wurde angezweifelt. Die Oberfinanzdirektion sprach beharrlich von der „angeblichen Entziehung von Wertpapieren und Wohnungseinrichtung. […Sie] konterte, der „Entziehungsvorgang“ werde noch immer nicht überzeugend geschildert. Die Zermürbungstaktik der Behörde war es, gebetsmühlenartig nach Ereignissen zu fragen, die außer den Deportierten niemand beantworten konnte.“ (JH, 399-401)

Die Behördenschreiben inszenieren dabei nicht weniger zynisch als der nationalsozialistische Schriftverkehr eine beschönigte Version der Geschichte. ‚Arisierungen‘ und Enteignungen von jüdischem Eigentum werden in der bürokratischen Sprache zu freiwilligen Veräußerungen und Umzügen verzerrt, in Auschwitz ermordet wird euphemistisch zu „in Auschwitz verblieben“ (JH, 412) umgewendet.[43]

Dass auch noch im 21. Jahrhundert eine ‚Wiedergutmachung‘ der nationalsozialistischen Verbrechen oft durch juristische und bürokratische Hürden be- oder verhindert wird, schildert beispielsweise Menachem Kaiser in seinem autobiografischen Werk *Plunder: A Memoir of Family Property and Nazi Treasure*

[43] Vgl. zur literarischen Darstellung der Bürokratie der NS-Zeit Alexandra Müller: „Von Schreibtischtätern und Vergangenheitsbewirtschaftern: Literarische Inszenierungen des bürokratischen Apparats in der Holocaustliteratur“. In: *Die Shoa in der deutschsprachigen Literatur*. Hg. v. Michael Dallapiazza. Bern: Peter Lang 2024, S. 113-138.

(2021). Der Text beschreibt unter anderem wie der jüdische Autor den über zwanzig Jahre andauernden Versuch seines Großvaters (ein Holocaust-Überlebender), eine von den Nazis aus dem Besitz der Familie enteignete Wohnanlage in Polen wiederzuerlangen, fortführt. Als ein wesentliches Hindernis erweist sich die Ausstellung der behördlich verlangten Todeserklärung seiner zunächst erbberechtigten Urgroßeltern und des Urgroßonkels, die nach dem Krieg verschollen blieben und die im Falle ihres sehr unwahrscheinlichen Überlebens zum Zeitpunkt des 2010 von Kaiser angestoßenen Verfahrens zwischen 106 und 140 Jahren alt wären:

> The first order of business was to validate the deaths of my dead relatives. We had to make it official, in other words. At present they were in limbo. […They] had died during the war, but no details were known, they'd died in the great unrecorded void, and so legally speaking these citizens weren't yet dead. „Death", as far as government is concerned, isn't something automatically conferred just because you happen to no longer be alive: it is a status that must be applied for, approved, granted. […] It was a bizarre if metaphorically rich undertaking. Bureaucratic reality forked from regular reality. Because these people were dead: it was an incontestable truth that these people were dead.[44]

Um diese bürokratische Realität durch einen richterlichen Beschluss herstellen zu können, hatte der Autor im Vorfeld des Verfahrens eine umfangreiche Recherche nach seinen Verwandten in Datenbanken für Holocaustopfer und -überlebende betrieben. Um die Absurdität der Forderungen der polnischen Justiz zu unterstreichen, wird der Austausch mit der Richterin über seine Nachforschungen im Text als Dialog in Szene gesetzt:

> THE CLAIMANT: Yad Vashem, United States Holocaust Memorial Museum, there is one run by the German government. The Jewish Hictorical Institute in Warsaw, the museum in Auschwitz, Museum of Gross-Rosen, and something called JewishGen, which is a collection of many databases. To name a few.
> THE COURT: Anything else?

[44] Menachem Kaiser: Plunder: A Memoir of Family Property and Nazi Treasure. Houghton Mifflin Harcourt 2021, S. 97.

> THE CLAIMANT: Individual ghettos, whatever is available. […] This was an exhaustive search in English, Polish, German, Hebrew, and Yiddish. Every available database has been searched.
> THE COURT: Anything else?
> THE CLAIMANT: My point is that they were not found on any list. […]
> THE COURT: But you didn't submit the lists to the Court.
> THE CLAIMANT: Because there was nothing to submit. They weren't on the lists.
> THE COURT: You should submit all the lists you searched.
> THE CLAIMANT: You're saying I should submit the lists and databases they *don't* show up on?
> THE COURT: Yes.
> THE CLAIMANT: But how do I show a non-entry? […]
> THE COURT: […] you should submit those lists.
> THE CLAIMANT: I should submit those lists? In their entirety?
> THE COURT: Yes.
> THE CLAIMANT: But there would be hundreds of thousands of entries, maybe millions.[45]

Um die Abwesenheit von schriftlichen Spuren belegen zu können, entstünde so ein potentiell unendlich anwachsender Papierberg. Das Sammeln von ‚Informationen' wird zum Selbstzweck. Das Beharren der Richterin auf die ‚Aktenmäßigkeit' des Vorgangs dient hier also nicht der Transparenz und der Aufrechterhaltung der Rechtsstaatlichkeit, die Bürokratie wird vielmehr als Kontroll- und Herrschaftsinstrument eingesetzt. Wie beabsichtigt stellt Kaiser wie sein Großvater zuvor angesichts der bürokratischen Widerstände seine Bemühungen unverrichteter Dinge ein.

Auseinandersetzungen mit bürokratischen Systemen spielen ferner in vielen (auto-)biografischen Immigrationserzählungen eine zentrale Rolle. Ausführlicher soll diesbezüglich auf den Gedichtband *Invasive Species* (2019) der ägyptisch-amerikanischen Dichterin Marwa Helal eingegangen werden. Helal, die als Zweijährige mit ihrer Familie in die Vereinigten Staaten immigrierte, reflektiert in ihren Memoiren, die sie anhand von Prosagedichten und Formen dokumentarischer Poesie erzählt, ihre interkulturelle Position aus einer sprachlichen, literarischen, vor allem aber auch bürokratischen Perspektive. Im Zentrum der Gedichte steht dabei ebenfalls die Diskrepanz zwischen ihrer gelebten Wirklichkeit und der

[45] Ebd.: S. 109f.

bürokratischen Realität. Als mit Erreichen der Volljährigkeit ihr von der Aufenthaltsgenehmigung der Eltern abgeleitetes Visum seine Gültigkeit verliert, muss sie in der amerikanischen Botschaft in Kairo einen eigenen Antrag auf ein Visum stellen, um ihr Studium abschließen zu können. Dieses wird jedoch überraschend mit der Begründung abgelehnt, sie habe keine sozialen und finanziellen Wurzeln in Ägypten, da sie selbst und ihre Familie in den USA lebe:

> Aged out – that's what happened when I turned 21. While other kids were stressing about buying cases of Natty Light with fake IDs, I was processing my very own, independent, student, J-1 visa.
> […]
> A-L-I-E-N in smudged black typeface on my social security card. Seeing the word printed like that. Confirmed what I already felt.[46]

Sie befindet sich in einem bürokratischen Dilemma: Sie ist plötzlich zugleich weder ägyptisch noch amerikanisch genug, um wieder in die Vereinigten Staaten zu ihrer Familie einreisen zu dürfen:

> What irritates me most is how the Department of State/U.S.C.I.S. interprets the role of family ties as it wishes. They are now considering me a part of my family. When it came time to include me on my parents' green card application […] I was NOT part of the family – I was AN IDEPENDENT ADULT. Now, when I try to act as an INDEPENDENT ADULT, all of a sudden – I am a part of their family. (IS, 52)

Nicht nur die gesetzlichen Vorgaben des Systems sind dabei widersprüchlich, auch das Verfahren wird nicht ‚bürokratisch' – d.h. objektiv, standardisiert, berechenbar und unparteiisch – durch die amerikanischen Beamten des Konsulats durchgeführt.[47] Die junge Frau hat bei ihren drei Terminen jeweils Kontakt zu verschiedenen Angestellten, die sie herablassend behandeln und alle unterschiedliche Dokumente zur Ausstellung des Visums verlangen. Die

[46] Marwa Helal: Invasive Species. New York: Nightboat Books [3]2021, S. 35f. Im Folgenden im Fließtext zitiert unter der Sigle IS.
[47] Bürokratie wird nach Weber verstanden als eine legal-rationale, berechenbare, von professionellem Personal ausgeführte Herrschaftsform, die sich von instabiler patrimonialer und charismatischer Herrschaft unter anderem durch ihre Aktenmäßigkeit absetzt. Vgl. hierzu: Max Weber: *Wirtschaft und Gesellschaft: Grundriß der verstehenden Soziologie* (1922).

Entscheidung wird ihr zudem nicht als Ausgang eines gesetzbasierten aktenmäßigen Vorgangs präsentiert, sondern als Machtmissbrauch, als ein willkürliches Urteil, das persönlichen Ressentiments entsprungen zu sein scheint:

> Visit Three: July 21, 10:00 a.m.
> I arrive with both my parents. My father flew in from the US specifically for this. It's clear the officer has made up her mind before she sees my file.
> "Did you burn your old passports?" she asks my father.
> "Do you have health insurance?" she angrily asks my mother.
> I'm not sure what this has to do with my application. I can't remember what she's asked me, what I'm trying to answer when she says, "I'll refuse you for the fun of it."
> My application is turned away (not denied—it's as if they never saw it, as if I had never been there at all—erased, gone). (IS, 49)

Erst nach 912,5 Tagen kann sie durch den Gewinn einer Green Card wieder in das Land zurückkehren, das 18 Jahre lang ihr zu Hause war. Als ihre gelebte Realität einige Jahre später durch die Einbürgerung auch als bürokratische Wirklichkeit anerkannt wird, sie also offiziell zur Amerikanerin wird, empfindet sie vor allem Ernüchterung. Das amtliche Zertifikat, das ihr bürokratische Zugehörigkeit zu einer Nation bescheinigt, in der echte Zugehörigkeit nach wie vor nur über die Hautfarbe erzielt werden kann, löst kein Verbundenheitsgefühl aus:

> I believed myself to be American. Entitled to the right of return to the place where I was raised and educated. The place where my family and friends lived. Where my home was. […] I am not moved. I feel neither the burden nor gift of privilege. I know this country well. I am no newcomer. I was raised here, educated here. It has taken me 24 years to gain citizenship and so I do not feel any sense of pride in my 'new' country. […] A country that ensures we are harassed for being whoever we are presumed to be and never who we actually are. A country that shoots Black and brown boys, girls, women and men in the back, in the chest, in their cars, in front of their children. A country that deals in drones. A country that has no trouble trading blood for oil. […] A country that fakes left but passes a hard right. […]
> Nah, America. My citizenship is so I can say: GO BACK WHERE *YOU* CAME FROM: I'm from here. Where are you *from-from*?
>
> In loving memory, my struggle for citizenship: 1983-2013 (IS, 55-57)

Ihre Erfahrungen mit dem amerikanischen Immigrationssystem verarbeitet die Autorin in einem als Abecedarium aufgebauten lyrischen Essay. Die formale Gestaltung des autobiografischen Berichts nimmt so einerseits Bezug auf bürokratische Ordnungsstrukturen und ihre „convoluted acronymed systems of policing and stuffing humans into boxes on forms."[48] Sie erlaubt es der Autorin andererseits aber auch, ihre persönliche bürokratische Geschichte fragmentarisch und nichtlinear – also ungeordnet, unbürokratisch quasi – zu erzählen. Ihre privaten Erlebnisse nutzt die Dichterin zudem als Ausgangspunkt, um auf einer allgemeinen Ebene die unmenschlichen Zustände, die durch das diskriminierende Einwanderungsmanagement der USA hervorgerufen werden, zu thematisieren. Hierfür erstellt sie eine literarische Kollage, die sich aus memoirischen Eindrücken, Multiple Choice-Fragen, Gesetzesparagrafen, Ausschnitten aus Zeitungsartikeln, Zitaten von Regierungswebseiten, Textstellen aus Lexika oder Trumps Tweets zusammensetzt. Viele dieser Versatzstücke werden in Fußnoten wiedergegeben, in denen oft die Allgemeingültigkeit der im Haupttext geschilderten persönlichen Anekdoten belegt wird und die so das Autobiografische an einen größeren politischen Kontext binden. Während sie beispielsweise im Eintrag zum Buchstaben R (Return to Egypt) ihren eigenen Schmerz und die Hilflosigkeit beschreibt, die sie empfunden hat, nachdem sie per behördlicher Entscheidung unvermittelt von Familie und Freunden getrennt wurde, zieht sie in einer Fußnote eine Verbindung zur unter der Trump-Regierung eingeführten Praxis, Migrantenkinder an der mexikanischen Grenze von ihren Eltern zu trennen. Aus einem ProPublica-Beitrag wird ein Grenzbeamter zitiert, der sich einen Spaß aus dem Leid der weinenden Kinder macht: „Border Patrol agent jokes, ‚We have an orchester here.'" (IS, 71n) Hervorgehoben wird so, dass die Grausamkeit des Prozesses nicht ein in Kauf genommenes Risiko, sondern das Ziel des Vorgangs ist.

Im Text zum Buchstaben C (Census) beschreibt sie zunächst die Reaktion ihres Vaters auf die Nachfrage einer Beamtin, warum dieser auf dem Formular der Volkszählung bei der Kategorie ‚Race' alle zur Auswahl stehenden Kästchen – „White Non-Hispanic, African, African-American, Multiracial, and Other" (IS, 39) –

[48] Zitiert aus: Natasha Stallard: „In conversation with Marwa Helal". In: Tank Magazine 02/2019, https://magazine.tank.tv/tank/2019/02/marwa-helal.

angekreuzt habe, anstatt wie für Personen arabischer Abstammung vorgesehen, „weiß“ auszuwählen:

> „Look at my family and tell me what you see.“ […] She looked over our faces, each of us a different shade ranging from my mother’s ivory skin to my father’s dark summer brown – my brothers and me the gradients between. […] „We are from Egypt.“ A fan of the Socratic method, he went on. „Do you know where Egypt is?“ „Africa?“ She replied hesitantly. „Would this qualify us as African-American? […] We get mistaken for just about everything around here and not one of us is the same color as the other. So […] I checked everything that applied…“ (IS, 39)

Die Anekdote führt vor, wie der bürokratische Zwang zur Systematik Individualität auslöscht und ganze Bevölkerungsschichten unsichtbar macht. Bereits das eigentlich simpel erscheinende Ankreuzen von Merkmalen wie Geschlecht, Ethnie, Religion oder Geburtsdaten kann für Menschen, die sich außerhalb genehmigter bürokratischer Kategorien befinden, zum amtlichen Eingriff in den eigenen Lebensentwurf werden. Es entsteht so ein Missverhältnis zwischen dem Selbstbild und der juristischen, durch den Staat konstituierten Person. Als Helal zehn Jahre später selbst eine Zensus-Erhebung ausfüllen muss, weigert sie sich ebenfalls, sich einer von Bürokraten und Politikern festgelegten Kategorie zuzuordnen, die nicht ihrer tatsächlichen Lebenserfahrung entspricht: „I check OTHER and write-in: A-R-A-B.“ (IS, 40) Persönliches, so macht sie deutlich, kann auf amtlichen Dokumenten nur in den nichtautorisierten Marginalien stattfinden.

Im Prosagedicht „the middle east is not only missing it has a serious problem“ führt sie ihre Überlegungen zum diskriminierenden Potential bürokratischer Kategorisierung weiter aus, indem sie die Problematik der bürokratische Kategorie MENA (Middle Eastern and North African) aufzeigt: Es handele sich dabei um ein durch den westlichen Imperialismus des 19. und 20. Jahrhunderts erschaffenes eurozentrisches Konstrukt und nicht um eine ethnisch, sprachlich, religiös oder geografisch begründete Region:

> what Im trying to say is that saying „north africa“ isn’t like saying „north america“ or „south america“. north africa is not a separate continent. separate from africa. If you buy into this ideology and its byproducts: SWANA, MENA, the middle east, and whatever else they might want to

> call this region, then you are partaking in white ideology and its byproduct: all oppressive systems. i have very distinct memories of being in undergrad international studies seminars and getting into arguments with my fellow africans who insisted that north africa is not part of africa. and why is that, hmm? isn't it for the same reason they divide everything? (IS, 109)
>
> I note the absence of the word 'Arab.'
> Still, they do not sense us. (IS, 41)

Die Gedichte schildern nicht nur die persönliche Erfahrung der Autorin mit dem des ausbeuterischen und rassistischen „immigration industrial complex" (IS, 91) der USA dar. Sie stellen vor allem auch eine literarische Reaktion auf die zunehmende Verschärfung des Immigrationssystems dar. Ein Text des 2019 veröffentlichten Werks gewährt beispielsweise einen im Rückblick prophetischen Ausblick auf das heutige dystopische Ausmaß der Brutalisierung. In *Invasive Species* findet sich ein Zitat eines ehemaligen republikanischen Ministers für Innere Sicherheit aus einem 2016 erschienenen *New York Times* Artikel, in dem dieser – unbeabsichtigt – den momentanen Ist-Zustand der Vereinigten Staaten (als unmöglich) prognostiziert: „I can't begin to picture how we would deport 11 million people in a few years where we don't have a police state, where the police can't break down your door at the will and take you away without a warrant." (IS, 65) Helal beschränkt ihre Kritik allerdings nicht nur auf die USA, sondern weitet diese am Ende des Textes auf die Weltbevölkerung aus:

> Refugees are treated with disdain and fear; treated like burdens the world over. I saw with my own eyes how in Egypt, Sudanese refugees were treated poorly. Now Syrian and Yemeni refugees struggle to find refuge there. And to write a whole book and not speak of how the Egyptian government is not only complicit in the oppression of its own people, but of our Palestinian brothers and sisters, would be hypocrisy.
> […]
> Each of us must work to undo these systems.
> In this sense, the world is one country.
> Otherwise, what are we all doing? Who are we asking ourselves to become? (IS, 91)

2.2 Von Formularen, Urkunden und Fragebögen: Bürokratische Textformen im und als Life Writing

Wie eingangs erwähnt wurde, kann die Teilhabe an bürokratischen Verfahren oft selbst als eine Form des Life Writing betrachtet werden, denn die administrative Dokumentation bildet das Leben nicht einfach nur ab, sie wirkt vermittels der restriktiven Vorgaben ihrer Aufschreibesysteme an den Lebensgeschichten mit. Viele literarische und künstlerische Life Writing-Formate thematisieren Bürokratie infolgedessen nicht nur auf der inhaltlichen Ebene, sondern imitieren Verwaltungstexte wie Fragebögen, Listen, Protokolle und Formulare oder integrieren die eigenen amtlichen Schriftstücke in ihre Werke.

Im Text *The Natural Mother of the Child. A Memoir of Nonbinary Parenthood* (2021) beispielsweise tritt der trans-maskuline Autor Krys Malcolm Belc in einen Dialog mit wichtigen offiziellen Dokumenten wie seiner Geburtsurkunde, Adoptionspapieren, klinischen Unterlagen oder seiner Eheurkunde, um so essayistisch von seinem Leben zu erzählen. Der Autor selbst beschreibt seinen Text als „archival examination of documents from my life".[49] Intime Ereignisse wie seine Transition und seine Schwanger- sowie Elternschaft werden daher nicht nur durch die Wiedergabe von Empfindungen und Gedanken dargestellt, sondern auch als öffentliche Akte reflektiert. Die abgedruckten bürokratischen Texte dienen dabei nicht nur als Illustrationen, sie werden Teil des narrativen Verfahrens, indem sie im Text dekonstruiert und erweitert werden. An die dem Gericht anlässlich der Adoption des leiblich geborenen Kindes des Autors durch seine Partnerin vorgelegten originalen Fragebögen zu den Familienverhältnissen werden beispielsweise im Text Fußnoten angehängt, die die im Antrag im Sinne der gesetzlichen Vorgaben niedergelegten Informationen weiter ausführen und diese so ihrer vermeintlichen klassifikatorischen Eindeutigkeit entheben. Dem Statement „The natural mother of the child is Krystyn Marie Belc (McIlraith)"[50] etwa wird folgender Verweis bezüglich der geschlechtlichen Identität des Autors hinzugefügt:

---

[49] Zitiert aus: Jessie Walker: „Q&A with Memoirist Krys Malcolm Belc". In: Welter 26.10.2020, https://blogs.ubalt.edu/welter/2020/10/26/qa-with-memoirist-krys-malcolm-belc/.

[50] Krys Malcolm Belc: The Natural Mother of the Child. A Memoir of Nonbinary Parenthood (Berkeley: Counterpoint Press 2021, S. 216.

> Around the time our attorneys started sending documents for Samson's adoption back and forth with me and Anna, I started testosterone therapy. I had never embraced or used the term mother, but now having to see it on every form, phrased that way – the natural mother of the child – made me cringe. It made me rage. My relationship with Samson could be natural without my having to stand up in court and say I was a mother. A human who smells like the inside of the body once he is out: natural. Split open, stitched back: natural.[51]

Durch die Gegenüberstellung der kurzen Antworten im Formular und den ‚eigentlichen' Antworten wird deutlich gemacht, wie durch die bürokratische Verarbeitung komplexe Lebensumstände in standardisierbare Kategorien umgewandelt werden: „Man soll […] Informationen eintragen, sich aber nicht zu Wort melden. Formulare sind ‚pretexts for storytelling' […], die zum Erzählen verführen, aber der Verführung keine Erfüllung folgen lassen."[52]

Seine Geburtsurkunde hingegen zerlegt Belc in seine einzelnen informationellen Bestandteile (Name der Mutter, Name des Vaters, Geschlecht des Kindes, Nachname, usw.) und verwendet diese als Ausgangspunkte, um nichtchronologisch – wie bei Helal eine Zurückweisung eines teleologischen Verständnisses von ‚Lebenslauf' mit Anfang, Mitte und Ende – von der Veränderung vieler der ‚Fakten' auf der Urkunde zu erzählen. So werden die Daten der juristischen Person auf dem einseitigen Dokument in eine über achtzig Seiten lange persönliche Selbstaussage überführt, die die begrenzte Aussagekraft von standardisierten behördlichen ‚Biografien' aufzeigt. Als Überschriften für die Unterabschnitte des Kapitels dienen die korrespondierenden Schnipsel aus dem fotokopierten Dokument. Das Zerschneiden der Geburtsurkunde lässt sich dabei nicht nur als eine erzähltechnische Spielerei lesen, die Zerstörung gerade dieses Schriftstücks hat besondere symbolische Wirkkraft, wird dieses doch häufig in den USA als Waffe reaktionärer Politik missbraucht. Um den demokratischen Präsidentschaftskandidaten aus dem Rennen ausschließen zu können, lancierten rechte Kreise die Verschwörungstheorie einer ‚echten' Geburtsurkunde, die beweise, dass Obama in Kenia geboren und damit kein Amerikaner sei; Personen,

---

[51] Ebd.: S. 217.

[52] Maren Lehmann: „Bürokratische Symbiose". In: Das Formular. Hg. v. Peter Plener, Niels Werber, Burkhardt Wolf. Stuttgart: Metzler 2021, S. 35-52, hier S. 37. Lehmann zitiert hier aus: Karl E. Weick: The Social Psychology of Organizing. Reading, Mass.: Addison Wesley Publ. [2]1979, S. 264.

die ihren Namen etwa nach einer Eheschließung geändert haben, wird die Wählerregistrierung erschwert oder untersagt, weil in der dafür vorzulegenden Geburtsurkunde ein anderer Name aufgeführt ist (so können vor allem Frauen vom Wählen abgehalten werden); nonbinäre, inter* und trans* Personen sind seit November 2025 wieder dazu verpflichtet, die ursprünglich in ihren Geburtsurkunden vermerkten Geschlechtseinträge auf amtlichen Dokumenten wie Ausweisen anzugeben. Die Geburtsurkunde wird so im Hinblick auf die juristische Person zur einzig gültigen ‚Selbstaussage' erklärt – durch persönliche Entwicklungen erzeugte Abweichungen können entsprechend bürokratisch diszipliniert werden.

Den Zusammenhang von Life Writing und bürokratischen Schriftstücken thematisiert ferner die deutsch-vietnamesische Künstlerin Sung Tieu in ihrer durch die eigene Einwanderung inspirierten Installation *Zugzwang* (2020). Tieu evoziert mit Hilfe von Klangelementen, Einrichtungsgegenständen, objets trouvés, privaten Erinnerungsstücken und bürokratischen Dokumenten in den Ausstellungshallen das ‚Erlebnis' Einwanderungsbehörde. An den Wänden des Ausstellungsraums hängen von der Künstlerin entworfene nichtausgefüllte Asyl- und Staatsbürgerschaftsanträge. Durch die künstlerische Rekontextualisierung werden die Formulare für die Betrachtenden aus ihrer Gebrauchssituation enthoben und als Textformen reflektiert. Ähnlich wie Belcs und Helals Texte macht das Werk zunächst deutlich, dass Formulare aufgrund ihrer „entnarrativierte[n] Darstellungsverfahren"[53] sowie ihrer oft schwer nachzuvollziehenden Systematik (fallen die Misshandlungen, Diskriminierungen oder Todesdrohungen, die ich in meinem Heimatland erfahren habe unter Kategorie A, B, C oder D?) und der schwer verständlichen bürokratischen ‚Fremdsprache' großen Einfluss auf staatlich dokumentierte Lebensgeschichten haben, da sie ein Hindernis für das richtige Verständnis der gestellten Fragen darstellen können und infolgedessen die im Dokument niedergelegte Lebensgeschichte beeinflussen.

Darüber hinaus demonstriert Tieu, dass es sich bei der Erzeugung einer offiziellen Datenidentität oft um ein Strategiespiel zwischen ungleichen Gegnern handelt, bei dem die Antragstellenden aus einer ungünstigen Ausgangslage heraus

[53] Stephan Strunz: „Analytik des Dienstes. Die Formularisierung des Lebens in Personaltabellen (ca. 1780)". In: Das Formular. Hg. v. Peter Plener, Niels Werber, Burkhardt Wolf. Stuttgart: Metzler 2021, S. 75-88, hier S. 86.

agieren müssen.[54] Es muss abgewägt werden, welche Aspekte der Biografie betont werden, um den eigenen Wert für die Gesellschaft des Aufnahmelandes herauszustellen, und welche im Formular verheimlicht werden, um Ausschlusskriterien umgehen zu können: „Allzu oft hängt der positive Asylbescheid vom glaubwürdigen Auftreten einer antragstellenden Person ab und der Stimmigkeit des präsentierten Narrativs, welches in den Rahmen der Gesetze passen muss."[55] Hierauf macht sie zum einen durch die Zeichnung von Spielzügen einer bekannten Schachpartie zwischen einem Großmeister und einem Amateur auf den Dokumenten aufmerksam.[56] Zum anderen verwendet Tieu für die verschiedenen thematischen Abschnitte der Formulare entlarvende Überschriften wie „Fabrication of Social Order & Family Structures", „Inconsistencies and Contradictions (Future Risk Assessment)", „Construction of Credibility" oder „In/credibility Assessment", die zugleich eine Interpretation der oft simpel erscheinenden Fragelogik liefern und darauf verweisen, dass hier Lebensgeschichten konstruiert werden (müssen). Spielt man also beispielsweise aus Folter resultierte Krankheiten, die zwar den Anspruch auf Asyl untermauern könnten, die Antragstellenden aber zugleich im Hinblick auf das Future Risk Assessment als mögliche finanzielle Belastung porträtieren, herunter? Sollten Angaben zur religiösen Zugehörigkeit oder zum Engagement in politischen Verbänden gemacht werden, wenn die Fragebögen es nicht erlauben, hierzu erläuternde Auskünfte anzufügen? Das Ich erzählt von sich folglich nicht introspektiv, sondern blickt extrospektiv auf das Selbst.[57] Der behördliche Lebensbericht, der nicht auf Individualität, sondern auf Normierung ausgelegt ist, wird so eigentlich nicht maßgeblich durch das Subjekt erstellt, sondern durch die Adressaten und das Medium. Es gilt eine glaubwürdige (und nicht eine authentische) Darstellung des Lebens zu liefern. Der irakische Schriftsteller Hassan

[54] Vgl. hierzu: Lisa Paland: „Im Zugzwang: Identitätsfiktionen in Sung Tieus textbasierten Arbeiten". In: Haus der Kunst 07.07.2020, https://www.hausderkunst.de/eintauchen/im-zugzwang-sung-tieu.
[55] Kito Nedo: „Ausstellung in Leipzig. Was wir opfern". In: Süddeutsche Zeitung, 23.08.2021.
[56] Vgl.: Paland: „Im Zugzwang: Identitätsfiktionen in Sung Tieus textbasierten Arbeiten". Tieu zeichnet das 1926 in Mexiko-Stadt abgehaltene Turnierspiel zwischen Agustin Freyria und Carlos Torre Repetto nach.
[57] Wie eingangs bereits erwähnt wurde, trifft dieser strategische, adressatenorientierte Umgang auf viele Formen des bürokratischen Life Writing zu.

Blasim fasst dieses paradoxe Verhältnis von Glaubwürdigkeit durch Performativität zu Beginn seiner Kurzgeschichte „The Reality and the Record" wie folgt zusammen:

> Everyone staying in the refugee reception centre has two stories – the real one and the one for the record. The stories for the record are the ones the new refugees tell to obtain the right to humanitarian asylum, written down in the immigration department and preserved in their private files. The real stories remain locked in the hearts of the refugees, for them to mull over in complete secrecy. That's not to say it's easy to tell the two stories apart. They merge and it becomes impossible to distinguish them.[58]

Glaubwürdigkeit, das machen auch die ausführlichen Fragen zu Folter und Missbrauch in Tieus Formularen deutlich, wird den Antragstellenden vor allem dann zertifiziert, wenn sie Geschichten von Gewalt präsentieren können, obwohl es meist nicht möglich ist, traumatische Ereignisse in der von bürokratischen Dokumenten verlangten Eindeutigkeit und Knappheit zu verbalisieren. In der Bürokratie findet der Traumatisierte keinen empathischen Zuhörer, sondern einen wertenden Richter, der nach Widersprüchen in seinen Aussagen sucht. Flüchtlinge, so führt der Erzähler weiter aus, müssen daher ein doppeltes Life Writing betreiben, um die Erwartungshaltung der Lesenden bezüglich eines ‚echten' Flüchtlings erfüllen zu können. Sie müssen ein Spektakel aus ihrem Leben machen, um gehört zu werden: „What I'm saying has nothing to do with my asylum request. What matters to you is the horror."[59] Durch die Ausstellung von *leeren* Formularen vermeidet Tieu diese Sensationalisierung von Leid und drängt die Betrachtenden vielmehr dazu, sich zum einen selbst in der Rolle der Antragstellenden vorzustellen und zum anderen den nicht zuletzt durch die Kategorisierung und Standardisierung bedingten oft entmenschlichenden Umgang der Aufnahmeländer mit Asylsuchenden und Immigrierenden zu reflektieren.

Wie aufgezeigt wurde, sind administrative (Schreib-)Praktiken und Life Writing auf vielfältige Weise miteinander verbunden. Das Ausloten dieser Beziehung kann dabei unterschiedlichste Formen annehmen. Neben erzählenden oder essayistischen Prosatexten finden sich auch viele (auto-)biografische

[58] Hassan Blasim: „The Reality and the Record." In: The Madman of Freedom Square. Übers. v. Jonathan Wright. Croydon: Comma Press 2016, S. 1-11, hier S. 1.
[59] Ebd.: S. 9.

Experimente mit literarischen Gattungen oder bürokratischen Textformen: So gibt es beispielsweise viele Büromenschen, die ihre täglichen Arbeitsroutinen in autobiografisch inspirierte Gedichte übersetzen. Bereits im 18. Jahrhundert schreibt etwa der Schriftsteller und Beamte Christoph Martin Wieland ein autobiografisches Briefgedicht, das sich mit der vermeintlichen Unvereinbarkeit von administrativen Pflichten und künstlerischem Schaffen auseinandersetzt.[60] In dem 2018 uraufgeführten Dokutheaterstück *What They Want to Hear* bringt der geflüchtete Syrer Raaed Al Kour seine Erfahrungen mit dem langwierigen deutschen Asylverfahren auf die Bühne. Die Performance *Curriculum Veto* (2024) der Künstlerin Noa Marthe Prins indessen macht den Lebenslauf zum Thema. Das Stück „validates the work that artists refuse, omit or hide, questioning the many types of ‚wasted' work that fall between the lines of the CV […and] foregrounds the role of bluffing and confession on art-world CVs, the absurd and euphemistic language used to disguise mundane jobs."[61] In autobiografischen Comics und Graphic Novels wie Susan MacLeods *Dying for Attention: A Graphic Memoir of Nursing Home Care* (2021) wird hingegen der Kampf gegen die Bürokratie des Gesundheits- und Pflegewesens dargestellt.

Die Protagonisten des bürokratischen Life Writing entstammen darüber hinaus unterschiedlichen Gesellschaftsschichten, verfügen über sehr unterschiedliche Machtpotentiale und decken ein weites politisches Spektrum ab. In seinen 1908 posthum publizierten Memoiren beschreibt Baron Fain, der Privatsekretär Napoleons, nicht sein eigenes Leben, sondern porträtiert über 300 Seiten hinweg den berühmten Kaiser und Feldherrn als geschäftigen Bürokraten am Schreibtisch. Er fällt dabei folgendes Urteil über seinen Dienstherren: „Certes, personne n'admire plus que moi son génie à la guerre, son étonnante activité, son art admirable à remuer les grandes masses et à trouver l'ordre dans le désordre même; et pourtant ce grand homme me semble avoir été plus grand encore comme administrateur que comme général."[62] Von der anderen Seite der Macht aus

[60] Vgl. hierzu ausführlich: Alexandra Müller: „‚Wie können Verse mit Acten sich vertragen?' Reflexion von Büroarbeit in lyrischen Texten." In: Komparatistik. Jahrbuch der Deutschen Gesellschaft für Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft 2022, Bielefeld: Aisthesis Verlag 2023. S. 95-124.

[61] Zitiert aus dem Programmtext für Noa Marthe Prins Curriculum Veto: https://impakt.nl/events/performance/curriculum-veto/.

[62] Mémoires du baron Fain, premier secrétaire du cabinet de l'empereur. Hg. v. P. Fain. Paris: Libraire Plon ^{3}1909, S. 303.

berichtet demgegenüber die als Häftlingsschreiberin eingesetzte jüdische KZ-Überlebende Jenny Spritzer in ihrer Autobiografie *Ich war Nr. 10291: Tatsachenbericht einer Schreiberin der politischen Abteilung aus dem Konzentrationslager Auschwitz* (1946) über die Verwaltung der NS-Todesmaschinerie. Nicht nur gestalterisch, sondern auch thematisch weisen die Lebensgeschichten von ‚Papierkram' ausfüllenden Menschen also eine erstaunliche Bandbreite auf. Dagegen kaum überraschen kann, dass dabei (fast) ausschließlich Missstände oder Missbräuche des bürokratischen Systems adressiert werden. Reibungslos funktionierende Behördengänge erscheinen als Ausgangspunkt für Memoiren und Autobiografien – Literaturgattungen, bei denen dem Scheitern an oder dem Meistern von Herausforderungen eine essentielle Bedeutung zukommt – erzählstrategisch wenig vielversprechend, im Kontext der außerliterarischen Alltagspraxis des bürokratischen Life Writing sind sie aber natürlich mehr als willkommen.